

Wo Kinder neues Entdecken : Übergänge zwischen Familie und öffentlichen Lebensräumen

Autor(en): **Schnetzler, Rita / Gruber, Jann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **70 (1999)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812913>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WO KINDER NEUES ENTDECKEN: ÜBERGÄNGE ZWISCHEN FAMILIE UND ÖFFENTLICHEN LEBENS-RÄUMEN

Interview mit Jann Gruber, Assistent am Institut für Sonderpädagogik an der Universität Zürich

Von Rita Schnetzler

Das Kind wird im Laufe seiner Entwicklung immer wieder mit neuen Lebensbereichen und Lebensräumen konfrontiert. Um die Übergänge in diese Bereiche erfolgreich zu gestalten, braucht es eine begleitende Unterstützung. Beim Kleinkind übernimmt meist die Familie diese Funktion; immigrierte Eltern sind dabei anfangs auf Informationen und Hilfestellungen angewiesen. Wenn ein Kind in einem Heim lebt, obliegt es seinen Bezugspersonen im Heim, es in Übergängen zu begleiten. Das Heim kann durch seine Strukturen die Voraussetzungen dafür schaffen, dass ein Kind lernt, sich neue Räume zu erschliessen.

Schnetzler: Die Grundthese Ihres NFP-Projektes lautet, dass «transitorische Räume» – Spielgruppen, Horte, Kindergärten und andere familienergänzende Einrichtungen – den Schulerfolg fördern. Stehen hier praktische Erfahrungen dahinter?

Gruber: Als Forscher interessiert uns primär die wissenschaftliche Legitimation. Eines unserer Grundlagenwerke ist «die Ökologie der menschlichen Entwicklung» von Urie Bronfenbrenner¹ – ein Standardwerk, das die menschliche Entwicklung im Kontext der Umwelt beschreibt. Die Kernthese lautet, dass die Umwelt die Entwicklung entscheidend beeinflusst. Zudem geht es in diesem Buch um Übergänge zwischen verschiedenen Systemen, von Familien über grössere Systeme bis hin zu Gesellschaftsordnungen. Darauf bauen wir auf.

Rückblickend betrachtet begegnete ich in meinem Leben immer wieder solchen Übergängen – «transitorischen Räumen», wie wir sie in unserem Projekt nennen; Bronfenbrenner spricht von «ökologischen Übergängen».

Praktische Erfahrungen mit Übergängen

Als Vater von drei Kindern habe ich erlebt, wie sehr ein Kind, das zur Welt kommt, das Erfahrungsspektrum von Mann und Frau erweitern kann. Schon vor der Geburt beginnen werdende El-

tern, Übergänge in Lebensbereiche zu machen, die sie vorher nicht kannten. Später erleben die Eltern mit, wie sich das Kind selber neue Lebensbereiche erschliesst.

Als mein ältester Sohn im vergangenen August in den Kindergarten kam, hat dies die Welt für ihn völlig verändert: Er besucht jetzt seine Freunde aus dem Kindergarten zuhause, sieht in andere Familien hinein und setzt sich mit Dingen in seiner eigenen Welt auseinander.

Meine Erfahrung – das ist auch eine von Bronfenbrenners Kernthesen – ist, dass eine Begleitung der Übergänge in solche neue Welten enorm wichtig ist.

Ein Beispiel aus meiner beruflichen Tätigkeit: In der Arbeit mit Drogenabhängigen habe ich gesehen, wie wichtig hier die Nachsorge ist. Nach dem Austritt aus einer Institution brauchen die Klienten Begleitung und Stütze, um den Übergang in neue Lebenswelten erfolgreich zu bewältigen. Die Nachsorge wurde in der therapeutischen Arbeit lange vernachlässigt – mit dem Ergebnis, dass die Klienten kurz nach erfolgreichem Abschluss der Therapie wieder abstürzten.

Familientypen

Schnetzler: Welche Bedeutung hat die Familie für den Umgang des Kindes mit neuen Lebensbereichen?

Gruber: Die Familie ist meist der engste und wichtigste Bezugspunkt für ein Kind, wobei ich mit Familie nicht einfach Mann und Frau meine, sondern die Institution, in die das Kind hineingeboren wird. Ein Kind nimmt von seiner Geburt



Jann Gruber ist Assistent am Institut für Sonderpädagogik an der Universität Zürich.

an wahr, wie seine Familie mit Fremdem umgeht und wie sie sich in neuen Lebenswelten verhält. Ob sie – entsprechend dem «vorwärtsgewandten» Familientyp (siehe Kasten) – offen ist für Neues und kontaktfreudig und ohne Angst auf neue Situationen zugeht oder ob sie sich vor Neuem verschliesst. Die Art, wie das Kind später selber neuen Lebenswelten begegnet, ist wesentlich von seinen Erfahrungen in der Familie mitgeprägt.

Schnetzler: Wovon hängt die Offenheit der Familie ab?

Gruber: Sie hängt primär von klassischen Einflussfaktoren wie Ausbildung, beruflicher Position und sozialem Status ab. Weiter spielen ethische und kulturelle Herkunft eine Rolle; sie prägen die Vorstellungen, die «Interpretationen von Wirklichkeit». Unterschiede entstehen bei immigrierten Familien im Wesentlichen durch den verschiedenen gesellschaftspolitischen Kontext: einerseits das Gesellschaftssystem, in dem eine Familie vor ihrer Auswanderung lebte, andererseits das Gesellschaftssystem, in dem die Familie heute lebt.

¹ Urie Bronfenbrenner: Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1981

Bedeutung des kulturellen Hintergrundes

Schnetzler: Wie muss man sich das konkret vorstellen?

Gruber: Viele Migrantenfamilien kommen aus einem kulturalanthropologischen und sozialpolitischen Bezugsrahmen, in dem Offenheit gegenüber staatlichen Einrichtungen – Ämtern, aber auch Schulen und Heimen – einen ganz anderen Stellenwert hat als bei uns. Um im Rahmen unseres NFP-Projektes Menschen türkischer und Kosovo-albanischer Nationalität zu interviewen, konnte ich als Vertreter der Universität deshalb zum Beispiel nicht einfach hingehen und mich vorstellen; sonst hätte ich mit Sicherheit nichts erfahren. Ich war darauf angewiesen, dass eine Vertrauensperson diesen Familien erklärte, worum es beim Projekt geht, was das Ziel ist und woher ich komme.

Wenn sich solche Familien ihrerseits über eine Betreuungseinrichtung informieren möchten, gehen sie gemäss unserer Befragung meist persönlich in diese Einrichtung, während schweizerische Familien sich eher telefonisch ans Sozialamt wenden.

Zudem haben Familien aus verschiedenen Ländern unterschiedliche Vorstellungen von der Autonomie und der Integrität einer Familie. Das gibt oft Anlass zu Missverständnissen. Und Familien haben in verschiedenen Ländern eine unterschiedliche Funktion. Bei den Kosovo-Albanern zum Beispiel hat der Clan die Funktion, die bei uns der Kernfamilie zukommt; neben den Eltern sind Onkel und Tante zuständig für die soziale Entwicklung eines Kindes. Wenn eine Kernfamilie hier in ein System gerät, in dem es weder Onkel noch Tante gibt, fehlt ihr etwas sehr Wichtiges.

Der Kindergarten: Transitorischer Raum für Familie und Kind

Schnetzler: Welche Rolle hat das Kind für die Familie, wenn es in den Kindergarten oder später in die Schule geht?

Gruber: Das Kind ist für die Familie eine potentielle Chance. Es stellt, wenn man das zulässt, eine Verbindung zu anderen Lebensbereichen her. Vielleicht ist die Informationsveranstaltung im Kindergarten der erste Anlass, den eine immigrierte Mutter ohne Begleitung ihres Ehemanns besucht, und sie lernt hier erstmals andere, «schweizerische» Mütter kennen.

Um für seine Familie eine Chance zu verkörpern, braucht das Kind Unterstützung. Die Kindergärtnerin kann zusätzlich zum Informationsbrief, den sie den



Im Kindergarten haben viele Kinder erstmals Gelegenheit, einen Lebensraum ausserhalb ihrer Familie alleine zu entdecken. (Hier ein Bild aus dem türkischen Kindergarten im Zürcher Stadtkreis Aussersihl. Ein Bericht über diesen Kindergarten und über einen Weiterbildungskurs für türkische Eltern folgt in der nächsten Ausgabe der «Fachzeitschrift Heim».)

Kindern mit nach Hause gibt, selber mit immigrierten Eltern in Kontakt treten und auf die Bedeutung einer solchen Veranstaltung hinweisen. Oder sie kann den Kindern einen Informationszettel in der Sprache ihrer Familie mitgeben.

Schnetzler: Wie wirkt es sich für das Kind aus, wenn seine Eltern nicht an die Informationsveranstaltung kommen?

Gruber: Das Kind wird in seiner isolierten Rolle verstärkt. Vielleicht möchten andere Eltern nicht, dass ihr Kind einen Schulkameraden besucht, dessen Eltern sie nicht kennen. Zudem wird an dieser Veranstaltung möglicherweise über Erziehungsfragen diskutiert. Auch hier ist seine Familie ausgeschlossen.

Schnetzler: Gemäss ihrer These beeinflussen solche Erfahrungen den späteren Schulerfolg.

Gruber: Wir nehmen an, dass alle Formen von Übergängen den Schulerfolg beeinflussen. Für unser Projekt haben wir die Betreuung während der Vorschulzeit – im Kindergarten oder in familienergänzenden Betreuungseinrichtungen – als Beispiel gewählt.

Dass der Kindergarten auf die Schule vorbereitet, ist allgemein anerkannt. Es bestehen lediglich unterschiedliche Ansichten darüber, mit welchen «Unterrichts»-Inhalten dies am besten erreicht werden könne. Wir postulieren, dass primär die Tatsache, dass ein Kind am (wie auch immer gestalteten) Geschehen in dieser Institution teilnimmt, förderlich ist für den Schulerfolg. Das gilt vor allem auch für Kinder mit schlechten Voraussetzungen: Für Kinder isolierter Familien, die wenig Anregung zu sozialen und emotionalen Erfahrungen ausserhalb der Familie erhalten.

Umgang mit sozialen Einrichtungen

Schnetzler: Wie gehen verschiedene Familien mit der Behinderung eines Kindes um?

Gruber: Im Rahmen unseres Projektes können wir zeigen, dass der Umgang einer Familie mit einer solchen Situation vom Familientyp abhängt: Die einen Familien suchen aktiv nach Hilfe und nach Lösungsmöglichkeiten, und sie können Unterstützungsangebote annehmen. Das bringt sie in ihrer eigenen Entwicklung weiter und hilft dadurch auch dem Kind. Andere Familien sind überfordert, verschliessen sich und reagieren mit Misstrauen oder Ablehnung auf Hilfsangebote. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es viele Abstufungen.

Schnetzler: Therapeutische Einrichtungen haben für eine immigrierte Familie sicher eine andere Bedeutung als für eine schweizerische.

Gruber: Viele Familien etwa aus dem südöstlichen Mittelmeerraum sind dankbar für die gute Infrastruktur in der Schweiz. Andererseits sind sie hilflos oder misstrauisch im Umgang mit dem Therapiedschungel unserer Institutionen. Solche Angebote gibt es in ihren Herkunftsländern kaum. Sie muss sich zuerst Informationen beschaffen und aufgeklärt werden über die hiesigen Abläufe, bevor sie sich öffnen und von den Angeboten profitieren kann.

Schnetzler: In der Türkei werden behinderte Kinder ja meist bei der Familie gelassen, und sie gehen oft gar nicht zur Schule.

Gruber: Es kommt immer wieder vor, dass immigrierte Eltern ihr Kind, das in

der Schweiz in eine Sonderschule eingewiesen werden sollte, nach Hause schicken, zur Tante. Das ist aufgrund ihres Familienverständnisses eine legitime Handlungsmöglichkeit. Weil sie – vielleicht sogar mit Recht – davon ausgehen, dass ihr Kind dort glücklicher ist, als wenn es hier in einer Sonderschule als «behindert» und «türkisch» stigmatisiert wird. Professionelle Berater oder Betreuer müssen sich bewusst sein und respektieren, dass es für Menschen in anderen Kulturen andere Formen der Problemlösung gibt.

Möglicherweise hat das Kind in seiner Heimat bessere Zukunftschancen. In der Schweiz dürfte es heute sehr schwierig sein, als türkischer Sonderschulabgänger eine Lehrstelle zu finden. In der Türkei haben Menschen mit einer Behinderung vielleicht noch eher die Möglichkeit, bestimmte Aufgaben für die Gesellschaft wahrzunehmen, als in unserem zunehmend von Technologisierung geprägten Land.

Das Heim als möglicher transitorischer Raum

Schnetzler: Wo sind Heime in ihrem Modell anzusiedeln: Sind sie öffentlicher, transitorischer oder privater Raum?

Gruber: Das Heim kann durch seine Strukturen ein Stück weit bestimmen, als was es sich versteht. Ein Heim mit «isolationistischer Tendenz», ohne Kontakt zur Aussenwelt, zum Dorf und zu anderen Institutionen, entspricht dem geschlossenen privaten Raum in unserem Modell. Dagegen ist ein Heim, das sich öffnet, eher ein transitorischer Raum. Die Funktion des Heimes hängt also etwa davon ab, ob es auch externe Schüler hat, ob es einen Elternrat in Entscheidungen einbezieht und wie weit es sich gegenüber anderen Lebensbereichen wie regionalen Sport-, Musik- und Freizeitvereinen und Anlässen in der Gemeinde öffnet. Aus der Sicht des Kindes heisst dies: Wie oft kann es Erfahrungen ausserhalb des Heims machen? Wie viele andere Lebensbereiche lernt es kennen?

Schnetzler: Der transitorische Raum wäre also eine Zielvorstellung fürs Heim.

Gruber: Sicher: die Vielfalt an Tätigkeiten, die ein Kind im Heim ausführen kann; die Vielfalt an Rollen, die es übernehmen kann; die Vielfalt an Beziehungen, die es pflegen kann – dies sind wesentliche Elemente der Zielvorstellungen einer Institution. Im Idealfall steht dem Kind die ganze Palette von Möglichkeiten offen, damit es sich entsprechend seinen Neigungen und Talenten für gewisse Dinge entscheiden kann.

Wissenschaft für die Praxis

«Die Art, wie ein Forscher Wissenschaft betreibt, hängt stark mit seiner eigenen Geschichte zusammen», findet *Jann Gruber*. Er selber hat, bevor er sein Studium in Soziologie, Sonderpädagogik und Angewandter Psychologie antrat, sieben Jahre als gelernter Landschaftsgärtner in einer Institution für Geistigbehinderte gearbeitet. Während dem Studium sammelte er Erfahrungen in der Jugendarbeit und in einer therapeutischen Institution. Nach dem Studium und der anschließenden Ausbildung zum Paar- und Familienberater arbeitete er am Institut für Ehe und Familie und später als Klassenleiter für die Zentralschweiz an der Ausbildungsstätte für Sozialpädagogen «agogis».

Heute ist Gruber Assistent am Institut für Sonderpädagogik mit Lehrauftrag unter anderem an der philosophischen Fakultät der Universität Zürich. Neben seiner Assistenz führt er zusammen mit *Andrea Lanfranchi* und *Denis Gay* das NFP-Projekt «Schulerfolg von Immigrantenkinder: Effekte transitorischer Räume» durch. Mit diesem Projekt im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms «Migration und interkulturelle Beziehungen» (NFP 39) möchten die Forscher nachweisen, dass «Kinder aus Immigrantenfamilien, die im Vorschulalter familienergänzend betreut werden, den Übergang zur Schule besser bewältigen als Kinder, die sich ohne diesen vermittelnden Bezug in einer für sie fremden Lebenswelt behaupten müssen». Anlass für das Projekt gab unter anderem die Feststellung, dass Immigrantenkinder in Klassen mit besonderem Lehrplan übervertreten sind.

Familienergänzende Einrichtungen wie Horte, Spielgruppen und Kindergarten sind gemäss Grundhypothese des Projektes potentielle «transitorische Räume»: Sie können ökologische Übergänge zwischen privatem und öffentlichem Raum schaffen und dadurch letztlich die Entwicklung und den späteren Schulerfolg eines Kindes fördern. Dabei geht das Projektteam von einer von *Lanfranchi* vorgeschlagenen Unterteilung in «traditional-vorwärtsgewandte» (offene, zukunftsorientierte), «-rückwärtsgewandte» (eher verschlossene) und «-sklerosierte» (stark verschlossene) Familien aus*. Kinder aus verschlossenen Familien, die wenig Anregung zu Erfahrungen ausserhalb der Familie erhalten, können von familienergänzenden Einrichtungen besonders profitieren.

Mit dem «Wirksamkeitsnachweis für derartige Einrichtungen» möchten die Forscher auf verschiedenen Ebenen einen Beitrag zur Förderung von verbindenden Brücken zwischen Familien und Institutionen leisten. Ihre Erkenntnisse fliessen zum Beispiel in ihre Aus- und Weiterbildungstätigkeit und in konkrete Elternbildungs-Projekte ein, und nach Abschluss des Projektes soll ein Leitfaden für Eltern von Kindern im Vorschulalter entwickelt werden.

* *Andrea Lanfranchi: «Immigranten und Schule». Leske & Budrich, Opladen, 1995*

Wichtig ist, dass das Kind in den Übergängen begleitet und unterstützt wird. Bei einem Kind, das in seiner Familie aufwächst, ist das Aufgabe der Familie. Wenn das Kind fünf Tage pro Woche im Heim verbringt, muss das Heim diese Funktion übernehmen.

Schnetzler: Was steht einer Offenheit des Heims, wie Sie sie beschreiben, entgegen?

Gruber: Einerseits können dies heiminterne Hindernisse sein wie zu starre Arbeitsteilung oder mangelnde interne Kooperation, andererseits auch strukturelle Widerstände auf höherer Systemebene. Es besteht die Gefahr, dass sich sonder- und sozialpädagogische Einrichtungen und ihre Mitarbeiter zu sehr nur selbst für das Wohl der Klienten «zuständig» und verantwortlich fühlen und Möglichkeiten der externen Zusammenarbeit, die der Entwicklung ihrer Klienten dienlich wären, aus den Augen verlieren.

Auch die Bedeutung der Zusammenarbeit mit den Eltern wird oft unterschätzt, sodass zwischen Eltern und

Fachpersonen vieles unausgesprochen bleibt. Manche Eltern haben das Gefühl, dass die Mitarbeiter ihnen das Kind wegnehmen, oder sie haben zu grossen Respekt vor den «Fachleuten» und zweifeln am eigenen Wert. Die Mitarbeiter wiederum sind vielleicht misstrauisch, weil sie befürchten, dass ihnen die Eltern dreinreden. Das sind normale Beziehungskonflikte, die sich aber zwischen Institutionen und Menschen, die nur das Beste für das Kind wollen, verhängnisvoll auswirken können, wenn man nicht darüber spricht.

Damit ein ökologischer Übergang zwischen Elternhaus und Heim stattfinden kann, sollten Eltern und professionelle Betreuer zumindest voneinander wissen, welche Normen und Werte die jeweils andere Seite setzt. Sie brauchen nicht zwingend gemeinsame Vorstellungen zu entwickeln, aber sie sollten die Haltung des anderen kennen. Um über solche Dinge zu sprechen, genügen die flüchtigen Kontakte beim Holen und Bringen der Kinder nicht. ■